

# Ein Buster Keaton mit faltigem Gesicht

Otto Sander berührt am Bochumer Schauspielhaus als "Hauptmann von Köpenick" in einer mittelmäßigen Inszenierung

VON STEFAN KEIM

In einen Spiegel will der Schuster Wilhelm Voigt schauen, sich einmal selbst in der Uniform sehen, die ihn zum *Hauptmann von Köpenick* machte. Polizisten schieben einen leeren Rahmen herein. Trotzdem sieht sich der schmale, in Soldatenkluft ungeahnt wuchtig wirkende Mann. Die Schultern zucken, ein heiseres Geräusch pfeift aus seiner Kehle, er lacht, bis er weint. Dann weint er, bis er lacht. Und dann geht der Vorhang zu.

Mit einem umwerfend starken Moment schließt Matthias Hartmanns Inszenierung von Carl Zuckmayers "deutschem Märchen". Wieder einmal ist in Bochum ein Besetzungscoup gelungen: Otto Sander wird hemmungslos umjubelt, alle Vorstellungen im Februar sind längst ausverkauft. Und Sander hat jeden Bravoruf verdient. In keinem Augenblick der dreistündigen Aufführung entsteht das Gefühl, er spiele eine Rolle. Er ist einfach da, dieser etwas gebeugte Herr mit zerfurchtem Gesicht und warm krächzender Stimme. In seinem schäbigen Anzug sieht er wie ein Wiedergänger des Tramps aus, den Charlie Chaplin oft verkörperte. Doch seine Mimik ist ruhig, fast phlegmatisch, unergründlich. Otto Sander erinnert an einen faltig gewordenen Buster Keaton, der schaut und denkt, langsam und gründlich, ein Spielball des Verwaltungswahnsinns, der sich irgendwann zu einer unglaublichen Tat entschließt.

Wenn dieser Wilhelm Voigt eine Hauptmannsuniform kauft, spontan auf der Straße Soldaten mit sich befiehlt und das Köpenicker Rathaus besetzt, geschieht das ohne den verschmitzten Witz, den Heinz Rühmann in der berühmten Verfilmung von 1956 an den Tag legte. Die legendäre, die Lächerlichkeit des preußischen Militarismus entlarvende Aktion, entsteht aus Verzweiflung und genauem Kalkül. Voigt zieht die Köpenickiade einfach durch, mit wachem Verstand und hängenden Schultern. Otto Sander lässt die Stimme nicht schnarren, spielt keine Offiziersparodie. Er bleibt ein Underdog, eine Trauerweide, die sich als deutsche Eiche ausgibt.

Zuckmayers Schilderung von Arbeitslosigkeit und Ämterzynismus, des Gefühls, abgewickelt und allein gelassen zu werden, lässt sich problemlos in die heutige Zeit übertragen. Da ist der *Hauptmann von Köpenick* gar nicht weit von Horváths *Glaube Liebe Hoffnung* entfernt. Die Attacken auf den preußischen Hurra-Militarismus wirken allerdings antiquiert und brauchen eine zeitgemäße Übersetzung. Schließlich wird gerade ernsthaft über die Abschaffung der Wehrpflicht diskutiert, viele Jugendliche wachsen schon jetzt ohne die Erfahrung von Dienst und Soldatentum auf. Da erscheinen die Bürgermeister und Ratsherren, die Polizisten und Beamten, die vor einer Uniform bis ins Tiefste ihres Inneren erbeben, erstarren und salutieren, nur als niedliche Karikaturen aus ferner Vergangenheit.

Matthias Hartmann versucht erst gar nicht, einige der vielen Figuren aus Zuckmayers Stück genauer zu durchdenken. Voigts Schwager Friedrich, der mit dem Herzen fühlt, was er seinem Hirn zu denken untersagt, der präzise Entwurf eines zerrissenen Spießbürgers, bleibt - so wie Matthias Redhammer ihn spielt - bloße Charge, ein Betonkopf und Parolenpostillon. Sicher steckt das Stück voller kabarettistischer Paradenummern, die Felix Vörtler, Martin Horn, Franz Xaver Zach, André Meyer und ihre Kollegen in schnellem Rollenwechsel präsentieren. Doch die andere Ebene des dunkeltraurigen Märchens geht durch die Oberflächlichkeit der Inszenierung weitgehend verloren. Da hilft es nichts, dass Hartmann dem letzten Wort des Hauptmanns noch als Chor ein Zitat aus den Bremer Stadtmusikanten anfügt, den Satz, dass man überall etwas Besseres als den Tod findet.

Konsequenter hat Otto Schnelling vor kurzem den *Hauptmann von Köpenick* im Theater Oberhausen inszeniert - auf fast schwarzer Bühne, ständig zwischen der Groteske und dem psychologischen Drama wechselnd. Matthias Hartmann schont in Bochum Prospekte nicht und nicht Maschinen, lässt die Drehbühne laufen, schildert Berliner Milieu mit allerlei Requisiten und bringt doch nicht wirklich Tempo in die Aufführung. Nach einigen originellen Ideen am Beginn - ein Mann tippt auf einer menschlichen Schreibmaschine, wie Orgelpfeifen stehen Sekretärinnen vor ihm, Tippsentypen, die bei jedem Anschlag aufjauchzen -, nach manch skurriler Bilderfindung verlegt sich Hartmann schnell aufs Arrangieren der vielen Szenenwechsel.

Großartig ist allerdings die live gespielte Bühnenmusik. Der Sänger und Musiker Karsten Riedel sitzt mit einem Cellisten und einem Hornisten in Uniform an der linken Bühnenseite in einem kitschigen Wohnzimmer. Sie unterfüttern die Handlung mit kommentierenden Kitschmelodien, leisem *a-cappella*-Gesang und Klopfen, mikrofonverzerrten Stimmen und anderen Geräuschen, die dichte Atmosphären herstellen.

Die Musik und die bescheidene, ehrliche Schauspielkunst Otto Sanders retten den Abend. Diesen schräg ins Leben gewachsenen Hauptmann, der gedanklenklar und gramzerschunden um seine letzte Chance kämpft, wird man lange nicht vergessen.

**Schauspielhaus Bochum**, 6., 9., 14., 15. und 25. Februar (alle Vorstellungen ausverkauft). Informationen unter: Tel. 0234 - 33 33 111.

[ document info ]

Copyright © Frankfurter Rundschau online 2004

Dokument erstellt am 01.02.2004 um 16:32:06 Uhr

Erscheinungsdatum 02.02.2004